



TIMOTHY GARTON ASH

EUROPA

EINE PERSÖNLICHE
GESCHICHTE

Aus dem Englischen
von Andreas Wirthensohn

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Titel der Originalausgabe:
Timothy Garton Ash,
Homelands. A Personal History of Europe,
The Bodley Head, London 2023

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des Carl Hanser Verlags, München
Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co KG, München

Karten im Vor- und Nachsatz: Bill Donohoe

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Einbandmaterial: Wibalin Natural

der Fa. Winter & Company GmbH, Eimeldingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7632-7504-5

Für D, T & A

Eine wirkliche, wahre Geschichte über das Europa
unseres Jahrhunderts zu schreiben, das wäre ein Ziel
fürs ganze Leben.

Leo N. Tolstoi, *Tagebücher*, 22. September 1852
(deutsch von Günter Dalitz)

Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt, daß das Leben
rückwärts verstanden werden muß. Aber darüber vergißt
man den andern Satz, daß vorwärts gelebt werden muß.

Søren Kierkegaard, *Tagebücher*, 1843
(deutsch von Theodor Haecker)

INHALT

PROLOG: Unsere Zeit	13
---------------------------	----

ZERSTÖRT (1945)

Westen	21
Die Hölle	27
Osten	30
Die wiederkehrende Null	35
Von Vätern und Vaterländern	38
Der Erinnerungsmotor	42

GETEILT (1961–1979)

Ausgangssperre	49
Viele Europas	58
Dort sein	65
Ein Kaleidoteppich	69
Hamlet und das gelbe Unterseeboot	74
Rom	83
Kalter Krieg, West	94
Friedrichstraße, Ost	104

AUFSTREBEND
(1980–1989)

Der Freiheitskampf	119
1984	131
68er und Nach-68er	139
Angelo Gotti	151
Observatorium Großbritannien	161
Die Wende zum Besseren	169
Joachim	184
Der Mauerfall	188

TRIUMPHIEREND
(1990–2007)

Die Nachmauerwelt	197
Die Erweiterung des Westens	203
Integration und Desintegration	210
Der gute König Wenzel	214
Wieder Völkermord	225
Fischsuppe	240
Das Unbehagen an der Freiheit	247
Der Euro als politisches Band	257
Von 9/11 zu 9/11	267
Muslimen in Europa	274
Cool Britannia	284
Hybris	298

TAUMELND
(2008–2022)

Stefan Zweig und die Wende zum Schlechteren	307
Euro, Krise	311
Zusammenprall der Imperien	321
Charlie Hebdo	333

»Invasoren«	341
Brexit	348
Demontage	367
Ein neuer Eiserner Vorhang	384
Krieg in der Ukraine	400
Delphi	414
EPILOG: An einem Strand in der Normandie	429
Ein paar Hinweise zum Schluss	435
Register	437

PROLOG

Unsere Zeit

Umhüllt vom ungewohnten Geruch nach Gauloises-Tabak und starkem schwarzen Kaffee sitze ich mit meiner französischen Gastfamilie in einem kleinen Wohnzimmer und starre auf einen kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher. Ich bin 14 Jahre alt, Austauschschüler und helfe beim Übersetzen.

Armstrong il dit: un petit pas pour moi, un grand pas pour l'humanité!

Bald hüpfte eine schattenhafte Gestalt in einem Raumanzug schweelos über die Mondoberfläche, eine Szene, die mir aus dem Tim-und-Struppi-Comic *Schritte auf dem Mond* bestens bekannt ist.

Es ist schwer, noch einmal das Gefühl zu vergegenwärtigen, wie entlegen Kontinentaleuropa 1969 für einen englischen Schuljungen war. Ich würde nicht sagen, dass Frankreich so weit weg war wie der Mond, aber es war so ziemlich alles, was die Engländer traditionell in das Wort »foreign« packen. Dort drüben essen sie Frösche, fahren Motorroller und haben jede Menge Sex. Was auch immer du tust, trink bloß nicht das Wasser. Um in die Stadt La Rochelle an der Atlantikküste zu gelangen, musste ich eine scheinbar endlose Reise mit Bus, U-Bahn, Zug, Fähre (ich war schlimm seekrank), Zug und wieder Bus zurücklegen. Mein nagelneuer dunkelblauer britischer Reisepass mit steifem Einband war am Grenzübergang genau geprüft und abgestempelt worden. In meiner Tasche fummelte ich nervös an ein paar knisternden, riesigen Francs-Scheinen herum. Nach Hause zu telefonieren war eine komplizierte Prozedur, bei der ich mich in schlechtem Französisch durch ein rauschendes und knackendes Festnetztelefon mit einer Telefonistin herumschlagen musste (»Peut on reverser les charges?«).

Zwanzig Jahre später war ich auf einer Dissidentenversammlung in Budapest und signierte Exemplare der ungarischen Ausgabe meiner Essays über Mitteleuropa. Es war das Jahr der Wunder, 1989. Freiheit und

Europa – die beiden politischen Anliegen, die mir am meisten am Herzen liegen – marschierten Arm in Arm zu den Klängen von Beethovens 9. Symphonie voran und kündigten eine friedliche Revolution an, die ein neues Kapitel der europäischen und der Weltgeschichte aufschlagen würde. Kein Teil des Kontinents war mir mehr fremd. Ich lebte das Paradoxon, das den Wesenskern eines zeitgenössischen Europäers ausmacht: Ich war im Ausland zu Hause.

So sehr zu Hause sogar, dass sich einer meiner ungarischen Freunde zu mir umdrehte, als wir auf dem Heimweg durch die warmen, sinnlichen Straßen von Budapest spazierten, und ausrief: »Du musst von Schalom Asch abstammen!«

»Nein«, erwiderte ich leicht verblüfft.

»Wie kommt es dann, dass du dich so sehr für Mitteleuropa interessierst?«

Als ob es einer genetischen Erklärung bedürfte, dass man sich emotional für einen anderen Teil Europas interessierte.

Unsere Identitäten sind gegeben, aber auch gemacht. Wir können uns unsere Eltern nicht aussuchen, aber wir können entscheiden, wer wir werden. »Im Grunde bin ich ja Chinese«, schrieb Franz Kafka in einer Postkarte an seine Verlobte. Wenn ich sage, dass ich im Grunde ja ein Mitteleuropäer bin, dann meine ich damit nicht, dass ich im Wortsinne von dem mitteleuropäischen jiddischen Schriftsteller Schalom Asch abstamme, sondern postuliere eine Wahlverwandtschaft.

Da mein Geburtsort Wimbledon in England ist, bin ich zweifellos in Europa geboren und daher in diesem rudimentären Sinne ein geborener Europäer. Bis zurück zu Eratosthenes vor etwa 2200 Jahren haben Kartenzeichner Großbritannien immer in Europa verortet, einer Region, die in der wahrscheinlich ältesten dauerhaften mentalen Unterteilung der Welt Asien und Afrika gegenübersteht. Seit es eine geografische Vorstellung von Europa gibt, waren unsere in etwa dreieckigen Inseln ein Teil davon. Aber ich wurde keinesfalls als Europäer in dem Sinne geboren, dass ich dazu erzogen wurde, mich als solchen zu betrachten.

Das einzige Mal, dass sich meine Mutter als Europäerin bezeichnete, war, als sie sich an ihre Jugend im britisch regierten Indien erinnerte, wo

sie als Tochter des Raj geboren wurde. »Als Europäerin«, erzählte sie mir, »ging man frühmorgens ausreiten«, und sie erinnerte sich mit Freuden an einige romantische Monate, die sie als junge Frau am Ende des Zweiten Weltkriegs in Neu-Delhi verbrachte ... In Indien nannten sich die Engländer Europäer. Nur daheim leugnen sie immer noch gerne eine Wahrheit, die für jeden, der sie von Washington, Peking, Sibirien oder Tasmanien aus betrachtet, selbstverständlich erscheint.

Ich habe meinen Vater nie von sich selbst als Europäer sprechen hören, obwohl seine prägende Erfahrung darin bestand, am D-Day mit der ersten Welle am Strand der Normandie zu landen und sich mit den Befreiungsarmeen quer durch Nordeuropa zu kämpfen, bis er den VE-Tag (Victory in Europe) in einem Panzer irgendwo in der norddeutschen Tiefebene still und erschöpft begrüßte. Einer seiner verehrten konservativen Premierminister, Harold Macmillan, soll einmal über den legendären französischen Präsidenten Charles de Gaulle bemerkt haben, dass »er Europa sagt und Frankreich meint«. Aber das galt auch für die Engländer von der Sorte meines Vaters. Wenn sie Europa sagten, meinten sie in erster Linie Frankreich, so wie es die Engländer seit mindestens sechs Jahrhunderten taten, seit der Hundertjährige Krieg die nationalen Identitäten Frankreichs und Englands geprägt hatte, und zwar im Gegensatz zueinander.

Für meinen Vater war Europa definitiv fremd, und die Europäische Union war einer jener »schurkischen Pläne«, die zu durchkreuzen unsere Nationalhymne den patriotischen Briten aufruft. Einmal schenkte ich ihm zu Weihnachten einen großen Schokoladen-Euro, den er prompt mit theatralischem Zähneknirschen verschlang. Er, der lebenslange, aktive Konservative, ist im Alter zu meinem Entsetzen kurzzeitig zur UKIP, der UK Independence Party, übergelaufen. Wäre er 2016 noch am Leben gewesen, hätte er zweifelsohne für den Brexit gestimmt.

Ich fühle mich durch das historische Glück gesegnet, in England aufgewachsen zu sein, einem Land, das ich liebe; aber diese geografische Tatsache allein hat mich nicht zu einem Europäer gemacht. Ein bewusster Europäer wurde ich irgendwann zwischen dem ersten Inhalieren von Gauloises-Tabakrauch als Schuljunge im Jahr 1969 und dem Signieren

meiner Bücher im revolutionären Budapest im Jahr 1989. In meinem Tagebuch ist für Freitag, den 12. August 1977, ein Abend in einer Westberliner Pizzeria mit Karl vermerkt, einem österreichischen »Elektriker, Filmkenner und Taxifahrer«, den ich als 22-jähriger Oxford-Absolvent als »einen erkennbar zivilisierten Mit-Europäer« beschreibe. Immerhin ein *Mit-Europäer*.

Dieses Buch ist eine persönliche Geschichte Europas. Es ist keine Autobiografie. Vielmehr ist es eine Geschichte, die durch persönliche Erinnerungen veranschaulicht wird. Ich stütze mich dabei auf meine eigenen Tagebücher, Notizhefte, Fotos, Erinnerungen, Lektüren, Beobachtungen und Gespräche während des letzten halben Jahrhunderts, aber auch auf die Erinnerungen anderer. Wenn ich also von »persönlicher« Geschichte spreche, meine ich nicht nur »meine eigene«, sondern die Geschichte, wie sie von einzelnen Menschen erlebt und durch ihre Geschichten exemplifiziert wurde. Ich zitiere aus meinen Gesprächen mit führenden europäischen Politikern, wenn dies zur Erhellung der Geschichte beiträgt, aber auch aus vielen Begegnungen mit sogenannten einfachen Leuten, die oft viel bemerkenswertere Menschen sind als ihre Politiker.

Ich habe einige Orte besucht oder wieder besucht, um die Dinge persönlich in Augenschein zu nehmen, wie Journalisten es tun, aber ich habe mich auch auf die besten Primärquellen und die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse gestützt, wie Historiker es tun. Im Gegensatz zu den Reportagen und Kommentaren, die ich damals geschrieben habe, während die Geschehnisse noch im Gange waren, nutze ich hier den Vorteil der Rückschau voll aus. Hinterher ist man, wie es so schön heißt, immer klüger, und obwohl der Blick aus den frühen 2020er Jahren bei weitem nicht vollständig ist, sind einige Dinge klarer geworden.

Ich bemühe mich stets darum, genau, wahrhaftig und fair zu sein, erhebe aber nicht den Anspruch, erschöpfend, unparteiisch oder objektiv zu sein. Ein junger griechischer Autor würde ein anderes Europa malen, genauso wie ein älterer Finne, ein schottischer Nationalist, ein Schweizer Umweltschützer oder eine portugiesische Feministin. Wir Europäer

können mehrere Heimatländer haben, aber niemand ist in allen Teilen Europas gleichermaßen zu Hause.

So unterschiedlich unsere Orte sind, so unterschiedlich sind auch unsere Zeiten. Einige meiner engsten polnischen Freunde arbeiteten während einer Zeit intensiver Repression Anfang der 1980er Jahre im »Untergrund«, benutzten falsche Namen, wechselten nachts heimlich die Wohnung und schickten verschlüsselte Botschaften, ganz so wie die Mitglieder des polnischen Untergrundwiderstands gegen die NS-Besatzung während des Zweiten Weltkriegs. Auf einer Reise zu ihnen vermerkte ich in meinem Tagebuch: »Abflug Heathrow: 1984, Ankunft: 1945«. Verschiedene Generationen können selbst dann in verschiedenen Zeiten leben, wenn sie am selben Ort wohnen. Mein 2023 ist nicht das 2023 meiner Studenten. Jeder hat seine ganz eigene »unsere Zeit«.

Wenn es heute also etwa 850 Millionen Europäer gibt – bei einer weit gefassten geografischen Definition von Europa, die auch Russland, die Türkei und den Kaukasus umfasst –, dann gibt es auch 850 Millionen individuelle Europas. Nenne mir dein Europa, und ich sage dir, wer du bist. Aber selbst dieser Rahmen ist nicht weit genug gefasst. Identität ist eine Mischung aus den Karten, die wir bekommen haben, und dem, was wir daraus machen. Sie ist auch eine Mischung aus dem, wie wir uns selbst sehen und wie andere uns sehen. Die Europäer, die einen ausgeprägten Hang zur Selbstgefälligkeit haben, müssen sich auch mit den Augen von Nichteuropäern sehen, vor allem in dem sehr großen Teil der Welt, der die europäische Kolonialherrschaft erlebt hat.

Doch auch wenn wir alle unsere eigenen persönlichen Epochen und unser jeweils eigenes Europa haben, so sind sie doch in gemeinsamen Zeitrahmen und Räumen angesiedelt. Das heutige Europa lässt sich nicht verstehen, wenn wir nicht in die Zeit zurückgehen, die Tony Judt seiner Geschichte Europas nach 1945 als Titel gegeben hat: *Postwar*, Nachkrieg. Überlagert und in bedeutsamer Hinsicht verdrängt wird dieser Nachkriegsrahmen jedoch vom Nachmaureuropa – dem Europa, das nach dem Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989, dem Untergang der Sowjetunion im Dezember 1991 und dem Ende der Teilung unseres Kontinents in zwei feindliche Blöcke entstand. Im Folgenden gebe

ich sowohl einen persönlichen Bericht als auch eine Interpretation der europäischen Geschichte in diesen sich überschneidenden Zeitrahmen des Nachkriegs und der Nachmauerzeit – post-War und post-Wall.

Die Zeit nach der Mauer war in Europa keine Zeit ununterbrochenen Friedens. Sie wurde durchbrochen vom blutigen Zerfall des ehemaligen Jugoslawiens in den 1990er Jahren, von terroristischen Gräueltaten in vielen europäischen Städten, Russlands Aggression gegen Georgien im Jahr 2008, der Besetzung der Krim im Jahr 2014 und dem anschließenden, anhaltenden bewaffneten Konflikt in der Ostukraine. Für die Mehrheit der Europäer ließe sich diese Zeit dennoch als Dreißigjähriger Frieden bezeichnen. Er endete mit dem Angriff Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022, der einen Krieg von einem Ausmaß und einer Grausamkeit auslöste, wie wir ihn in Europa seit 1945 nicht mehr erlebt haben. Und 1945 ist der Punkt, an dem unsere Geschichte beginnen muss.

ZERSTÖRT

(1945)

WESTEN

»Er kam am späten Nachmittag, der Engländer«, sagt Heinrich Röpe, ein stämmiger niedersächsischer Bauer, dessen Gesichtsfarbe an Rhabarber erinnert. Als wir am stillen, grasbewachsenen Ufer der Aller entlanggehen, zeigt er mir die Stelle neben dem Fachwerkhaus seiner Familie, an der britische Truppen irgendwann im April 1945 eine provisorische Metallbrücke über das Wasser schlugen. »Montgomery hat hier den Fluss überquert«, sagt er mit einer gehörigen Portion Lokalstolz. Als fünfjähriger Junge spähte der kleine Heinrich auf Zehenspitzen aus dem Fenster, um die khakifarbene Armee vorbeiziehen zu sehen.

Ich bin wegen dreier grobkörniger Schwarz-Weiß-Fotos in das heute wohlhabende Dorf Westen mitten in der norddeutschen Tiefebene gekommen. Sie zeigen eine Gruppe britischer Armeeoffiziere, die sich ein Kricketspiel ansehen. Einer von ihnen ist mein Vater, 26 Jahre alt. Auf der Rückseite hat er mit der für ihn charakteristischen, nach vorne geneigten Handschrift vermerkt, dass die Fotos im Juni 1945 in Westen aufgenommen wurden, das sein Kanoniertrupp gegen Ende des Zweiten Weltkriegs besetzt hatte. Für meinen Vater, der sich seit dem D-Day fast ein Jahr lang durch Frankreich, Belgien, die Niederlande und Deutschland gekämpft hatte und erlebte, wie um ihn herum Kameraden verwundet wurden oder fielen, muss ein ruhiges Kricketspiel alles andere als gewöhnlich gewesen sein. Ich blicke auf das angespannte Gesicht eines jungen Mannes, den ich nie kennenlernte und der zu dem alten Mann wurde, den ich liebte. Was ging ihm durch den Kopf?

Wenn ich genauer hinsehe, entdecke ich im Hintergrund eine Frau mit einem Kleinkind auf dem Schoß. Neben ihr sind mehrere andere Kinder in Zivilkleidung zu sehen. Ein Junge hat hellblondes Haar und eine hochgezogene Hose, die von Hosenträgern gehalten wird. Deutsche. Wie wirkte das auf sie, als sie sich zwischen den seltsam fremden

Soldaten umherbewegten, die dieses seltsam fremde Spiel spielten? Vielleicht würde ich in Westen ja jemanden finden, der sich an ein paar Details aus dieser Zeit erinnerte?

Und so sitze ich also an einem sonnigen Frühlingstag hier in einem schönen roten Backsteingebäude aus dem 18. Jahrhundert, das heute als Gemeindemuseum und Begegnungsstätte dient. Um einen großen Holztisch vor mir sitzen zwölf ältere Männer und Frauen, und sie erinnern sich an ... alles. An alles – und vielleicht noch ein bisschen mehr.

»Für mich als Hitlerjungen«, beginnt Albert Gödecke eindringlich, »war völlig klar, dass Adolf Hitler den Krieg gewinnen würde.« Das glaubte er bis zu dem Moment, als er seinem ersten Tommy begegnete (alle Leute in Westen, die etwas auf sich halten, sprechen von den britischen Streitkräften in der Einzahl, als »der Engländer« oder »der Tommy«). Glücklicherweise sprach Albert etwas Englisch, so dass er zu dem Engländer sagte: »Please, Sir ... «

Heinrich Müller, ein dicker alter Bauer mit einem Kopf wie ein Riesen Kürbis, war ursprünglich Wehrmachtssoldat gewesen und hatte an der Ostfront gekämpft, bis er verwundet wurde. Nun stürmte der Tommy auf den Hof seiner Familie in Westen und fragte in gebrochenem Deutsch: »Warum du nicht Soldat?« Der Wehrmachtsveteran zog sein Hosenbein hoch und zeigte seine Wunde.

Etwa dreißig junge Deutsche starben bei der hoffnungslosen Verteidigung von Hitlers Frontlinie am Ostufer der Aller. Ich gehe an den Reihen der kleinen, rechteckigen Grabsteine auf dem Dorffriedhof entlang und schaue mir die Namen und Geburtsdaten an: Gerd Estemberger, 17 Jahre alt, Wilhelm Braitsch, 17, Paul Jungblut, 17. Rudyard Kiplings Grabinschrift für einen frisch rekrutierten Soldaten kommt mir in den Sinn:

On the first hour of my first day
In the front trench I fell.
(Children in boxes at a play
Stand up to watch it well.)

In der ersten Stunde meines ersten Tages
Im Schützengraben an der Front fiel ich.
(Kinder erheben sich von ihren Plätzen,
Um das Schauspiel besser zu sehen.)

In der Zwischenzeit hatten deutsche Flüchtlinge die Einwohnerzahl von Westen von etwa 600 auf mehr als 1200 verdoppelt. Einige waren nach den schrecklichen britisch-amerikanischen Bombenangriffen, die als Operation Gomorrha bekannt wurden und die mindestens 900 000 Menschen aus Hamburg in die Flucht trieben, aus der völlig zerstörten Hansestadt gekommen. Eine andere Gruppe war – »zu Adolfs Zeiten«, wie Albert sagt – von Bessarabien nach Pommern umgesiedelt worden und floh anschließend »mit 140 Pferden« vor der anrückenden Roten Armee. Mir gefällt die bäuerliche Präzision der Pferdezahl. Und dann gab es einen noch größeren »Treck« von Deutschen, die aus Schlesien flohen, das auf Anordnung von Stalin, Churchill und Roosevelt an Polen abgetreten werden sollte.

Helga Allerheiligen ist einer dieser Flüchtlinge aus Schlesien. Sie ist eine hübsche, zierliche Frau, die viel jünger aussieht als ihre achtzig Jahre, und sie weiß Genaueres zu erzählen, unterstützt von ihrem Mann Wilhelm. Ja, sie sei aus Breslau (dem heutigen Wrocław) gekommen, »in einem Viehwagen, mit nichts als drei Koffern«. Ihre Familie wurde im Nachbardorf Hülsen untergebracht, in einem Lager, das zuvor für polnische Zwangsarbeiter genutzt worden war. »Sie hätten sehen sollen, in was für einem schrecklichen Zustand die Polen diese Baracken hinterlassen haben«, erzählt sie mir später mit einem Anflug von alten Vorurteilen.

Diese deutschen Flüchtlinge waren bei den Einheimischen nicht willkommen, schon gar nicht als Partnerinnen für ihre Söhne: »Westener sollten Westenerinnen heiraten.« Doch zum Glück organisierten die britischen Truppen Tanzabende, denn die britischen Soldaten »wollten mit den deutschen Mädchen zusammenkommen«, erklärt Helga. Bei einem dieser Tanzabende in einer Kneipe in Hülsen lernte sie einen jungen, hübschen Westener namens Wilhelm Allerheiligen kennen. Wilhelms Vater war entsetzt: »Die bringt ja gar nichts mit!« Doch die Liebe sollte

sich durchsetzen. Und so erinnern sie sich jetzt, ein ganzes Leben später, an die gute alte, schlechte alte Zeit.

Ihr Hinweis darauf, dass die britischen Truppen Tanzveranstaltungen organisierten, »um mit den deutschen Mädchen zusammenzukommen«, bringt mich auf eine andere Frage: Haben sich jemals Beziehungen zu britischen Soldaten entwickelt? Eine lange Pause, dann sagt einer der Männer scherzhaft: »Suchen Sie Verwandte in Westen?«

Als wir zu Kaffee und selbst gebackenem Kuchen aufbrechen, zeige ich den beiden Heinrichs die Cricket-Fotos meines Vaters. Ob sie eine Ahnung haben, wo die aufgenommen worden sein könnten? Sie stecken ihre stämmigen Köpfe zusammen. Na klar, sagen sie, das ist die Straße nach Wahnebergen, und schauen Sie, hier, das ist der Telegrafmast bei Nocke.

Ob mir jemand den Ort zeigen könnte? Jan Osmers, der Jüngste in der Gruppe, meldet sich freiwillig. Wir springen in meinen gemieteten Volkswagen, und schon ist es da: unverkennbar die Wiese auf den Fotos, mit dem Telegrafmasten noch immer an der gleichen Stelle. Ich stehe im duftenden, hohen Gras und höre in meinem Kopf die Geräusche jenes Cricketspiels an einem warmen Sommernachmittag vor vielen Jahren: »Good shot, Sir!« »Howzat!«

Jan, eine schlanke Person mit zerzaustem Silberhaar und getönerter Brille, ist der Lokalhistoriker. Als stolzer Erbe einer Windmühle, die sich seit fünf Generationen in Familienbesitz befindet, hat er eine detaillierte, sorgfältig recherchierte Chronik der Geschichte von Westen verfasst. Er ist nur ein paar Jahre älter als ich, und wir verstehen uns auf Anhieb.

Von der Cricketwiese aus fahren wir zum Steinlager, wo Zwangsarbeiter aus dem Nachbardorf Döverden untergebracht waren. In der heutigen Steinsiedlung (aus dem Kriegslager wurde eine Nachkriegssiedlung) sind aus soliden Baracken bescheidene Einfamilienhäuser geworden, mit gepflegtem Rasen und kleinen Autos in der Einfahrt. In einer von ihnen weht die US-Flagge an einem hohen Fahnenmast.

Viele der NS-Zwangsarbeiter in dieser Gegend lebten bei den Bauern, für die sie arbeiteten, während die Söhne dieser Bauern auszogen, um

die Verwandten ihrer Arbeiter in Hitlers Krieg zu töten. Aber die Polen, Russen, Franzosen und Belgier, die im Steinlager untergebracht waren, arbeiteten in der nahe gelegenen Schießpulverfabrik Eibia, die unter anderem eine primitive chemische Waffe herstellte. Jan und ich fahren in einen dichten Nadelwald in Barme, wo zwischen den Tannen und Kiefern die Überreste dieser Todesfabrik noch zu erahnen sind. Eine stillgelegte Werksbahnlinie führt direkt zum Werk, und in der Nähe verläuft eine noch in Betrieb befindliche Nebenstrecke. Eisenbahnlinien – diese Krampfadern des nationalsozialistischen Bösen, die Gift, Sklaverei und Tod in jeden Winkel des besetzten Europas brachten.

Im Wald von Barme ist man dem Herzen der Finsternis schon recht nahe, aber noch näher dran ist man, wenn man auf die Hauptstraße zurück nach Hannover abbiegt und der Beschilderung Richtung Bergensbelsen folgt. Hier waren die Kameraden meines Vaters, nur wenige Tage nach der Überquerung der Aller, mit Schrecken konfrontiert, die sich die wenigsten Briten auch nur annähernd hätten vorstellen können. Überall um sie herum sahen sie »lebende Skelette mit eingefallenen fahlgelben Gesichtern« und rochen den »Gestank von verwesendem Fleisch«.

Misshandlungen, Hunger und Krankheiten raubten den Überlebenden noch den letzten Rest an Menschenwürde. Alan MacAuslan, ein Medizinstudent, der für die britischen Streitkräfte arbeitete, erinnerte sich:

Ich schaute im Halbdunkel nach unten und sah eine Frau zu meinen Füßen kauern. Sie hatte schwarzes, verfilztes Haar, das voller Läuse war, und ihre Rippen standen so deutlich hervor, als ob nichts dazwischen wäre ... Sie hatte Stuhlgang, aber sie war so schwach, dass sie ihr Gesäß nicht vom Boden heben konnte, und weil sie Durchfall hatte, sprudelte der gelbe flüssige Stuhl über ihre Oberschenkel. Ihre Füße waren weiß und geschwollen vom Hungerödem, und sie hatte die Krätze. Wenn sie sich hinhockte, kratzte sie sich an den Genitalien, die ebenfalls krätzig waren.

Ein tschechischer Häftling namens Jan Belunek berichtete seinen Befreiern, er habe Leichen mit herausgeschnittenen Herzen gesehen und einen anderen Häftling beobachtet, »der neben einer dieser Leichen saß und Fleisch verzehrte, das ganz bestimmt Menschenfleisch war«.

Die Leichen stapelten sich jetzt, wie ein britischer Offizier berichtete, und die Haufen hätten ausgesehen »wie die überladene Theke einer Metzgerei: Jeden Streich, den die Totenstarre der menschlichen Miene spielen kann, jede groteske Stellung, die ein ausgestrecktes menschliches Skelett, das aufs Geratewohl zu Boden geworfen wird, einnehmen kann, konnte man hier studieren«. Wer heute die Gedenkstätte Bergen-Belsen besucht, kann sich dort einen Originaldokumentarfilm anschauen, in dem zu sehen ist, wie gefangenen Lagerwachen befohlen wird, diese nackten, starren Leichen von Lastwagen zu hieven und in Massengräber zu schleppen, während Überlebende des Lagers sie in allen europäischen Sprachen beschimpfen.

An nur einem Tag, an dem ich durch eine heute wohlhabende und friedliche Ecke Nordwesteuropas fuhr, wurde ich in die dunkelste Stunde unseres Kontinents zurückversetzt. Diese Geister warten dort auf uns, nicht mehr als ein Gespräch entfernt. Für jede Helga, jeden Albert und Heinrich, für jeden britischen Soldaten wie meinen Vater, für jeden französischen, polnischen oder russischen Zwangsarbeiter im Steinlager, für jeden Häftling in Bergen-Belsen gab es Millionen weitere.